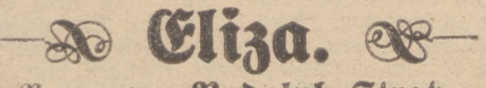


Nr. 20. Bromberg, den 24. Januar 1929.



Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

„Konnte ich wissen, daß ich Sie hier finde?"

„Das gestrige Jagdfrühstück bei Weimar war eine Staatsaffäre", berichtete die hübsche Generalin Viviers. „Diese Kollation hat, auf Befehl des Herzogs von Weimar, sein Minister selbst herrichten lassen und die Vorbereitung überwacht!"

„Wer ist das, meine Teuerste?"

„Mein Himmel — Monsieur Göt — ein deutscher Poet! Der Kaiser empfing ihn vor fünf Tagen in Erfurt . . ."

„Sie meinen den Geheimrat von Goethe, Madame!" sprach spitz die Herzogin von Hohenems.

„. . . und hat befohlen, ihn in die Listen der Ehrenlegion einzutragen!"

„und jetzt stehe Sie aus dem Boden gewachse da und wage sich wege mir in die Höhle vom Löwen!" murmelte in Todesangst, neben dem herbstbunt im Wind zischelnden Gehölz, Eliza Praunheim zu dem Kandidaten Wisselinck.

Der alte Graf Cocquebert, Senator des Kaiserreichs, stapfte stelzbeinig vorbei. Der Hasentreiber hob die Hand und erläuterte dienstbeflissen:

„Und dort drüben — hohe Dame — selbigen Flügel — den heißt man den Windknollen! Auf dem hat der Napoleon während der Schlacht wie eine Bildsäule gestanden — die Arme über der Brust gekreuzt . . ."

„Juel — Sie stecke doch hier in der dicksten Gefahr . . ."

„Nicht ich allein!" sagte Juel Wisselinck. Der Senator war vorbei. Er stand abseits auf dem Kreuzweg im Gespräch mit einem eleganten jungen Franzosen auf schweißbeflocktem Pferd, der eine Kuriertasche umgehängt trug. Eliza Praunheim zog schauernd die Schultern hoch.

„Gucke Sie mich nicht so schrecklich an! . . . Was is denn . . .?"

„Sie sehen es ja . . . Eine Hasenjagd auf dem Schlachtfeld von Jena! Weiter nichts . . ."

„Juel . . . Ich hab' Angst vor Ihnen!"

„Andere haben Grund dazu . . ."

„Juel . . . Sie haben's doch selber nit anders gewollt! Sie waren am Njemen. Ich am Rhein und an der Seine! Preußen und Deutschland sollt' zwischen uns liegen — nach Ihren eigenen, letzten Worten in Königsberg! Nun pfusche Sie doch dem lieben Gott ins Handwerk und spiele mit dem Schicksal. wie ein Kind mit dem Feuer, bis wir glücklich wieder hier beisamme sind! — — jetzt, Juel, jetzt — — wo's zu spät ist . . ."

Der Kandidat Wisselinck erwiderte nichts. Er sah die Fürstin Praunheim nur an. Es war ein Schein leidenschaftlichen Schmerzes auf seinen harten Zügen.

„Nein! Was red' ich denn! Es ist nit zu spät! Folgen Sie jetzt dem Schicksal, Juel, das Sie gerufen haben! Lassen Sie mich Ihr Schicksal sein! . . . Ihre gute Freundin sein . . . Mache Sie jetzt endlich Ihren Frieden mit der bösen Welt. Sie werden sie doch, von Ihrem Krug Nimmersatt aus, vom End' der Welt, nit ändern. Das klein' Männche in dem grünen Rock, das dort drüben dem Zaren wie ein Amt auf den Buckel klopft, ist doch stärker als wir alle miteinander!"

„Wie lange noch . . .?"

Man kann gerad' so gut in einen Mühlstein beiße oder dem Ochsen ins Horn petze, als gegen den Napoleon kämpfe! Der is halt da! Den hat die Vorsehung geschickt, wie 'nen Kometen am Himmel, und er is ihr Werkzeug! Fügen Sie sich dem höheren Willen! Bleiben Sie bei uns hier im rheinbündischen Reich! . . . Wie? . . . Ach — wir können hier ungeniert deutsch schwätze! Die beiden Franzosenweiber da neben uns parliere kein Sterbenswörtche außer ihrer Muttersprach'!"

„Die Treiber antreten!" rief eine Stimme.

„. . . Lassen Sie mich für Sie sorgen, Juel! . . . Ich bin doch jetzt e richtige Landesmutter! Ich bin mächtig. Sie allein wisse, wie teuer ich mir das erkauft hab' . . .! Ich verschaff' Ihnen eine schöne Position in unserem rheinischen Bund — ein Pöstche, das Ihrer würdig ist — statt dem garstigen Bauernkittel da . . . Wir sind dann nit mehr so fern voneinander, Juel — wir können uns zuweile sehe . . ."

„Sie denken immer an mich, Eliza . . ."

„Ja . . . Gott helf' mir! Ich kann nit anders!"

„. . . und Sie denken an sich . . ."

„Das is ein- und dasselbe . . ."

„Ich aber, Eliza, denke in diesem Augenblick an etwas über uns beide hinaus! . . . Das ist es, was uns trennt! Ich muß mich von Ihnen trennen! Die Treiber marschieren ab! Geben Sie mir ein paar Neugroschen als Trinkgeld! Hohe Damen sind leutselig gegen niederes Volk . . . Es fällt sonst auf . . ."

Der blonde Hasentreiber steckte mit einem ungelenken bäuerlichen Bückling die Silberpfännchen in den Hosensack, die aus dem perlengestickten Beutel in seine Hohlhand glitten, und trollte sich mit langen Beinen hinter der übrigen Knüppelgarde her. Der Zug wanderte nach einem Waldstück auf dem nächsten Hügel. Die langen, dünnen, schwach feuerblitzenden Schützenlinien der Kaiser und Könige rückten langsam über die Stoppelfelder näher. Ein durchgebrochener Hase raste mit angelegten Löffeln zwischen Gäulen, Lakaien und Kutschen auf den Sperlingsbergen durch. Auf der Landstraße von Apolda her galoppierten Gendarmen des großen kaiserlichen Quartiers, längs den Reihen des gaffenden Landvolks, rissen die Pferde herum, jagten wieder zurück. Der berittene Kurier, der neben dem Senator hielt, schüttelte besorgt den Kopf. Er sprach einige gedämpfte Worte zu ein paar mit fliegenden, goldenen Fangschnüren herangetrabten kaiserlichen Adjutanten und sprengte davon, in der Richtung der fernen St.-Jakob- und Herder-Kirchtürme von Weimar.

„Es ist Monsieur de Lorgne d'Idonville", sagte, neben Eliza Praunheim, die Herzogin von Alta Villa zu der Generalin Viviers, „der seinem Chef Maret . . ."

„. . . dem Herrn Generalsekretär Seiner Majestät . . ." erläuterte der Clevesche Ritter Schmauß den Rheinbundfürstinnen.

„. . . dringliche Depeschen auf das Jagdgelände hinausbrachte! Er sah seltsam beunruhigt aus . . ."

„Cocquebert auch! Schlechte Nachrichten aus Spanien, Graf?"

„Ah bah!" Der Senator zwirbelte herantretend nervös den weißen Knebelbart. „Aber ich wollte, wir wüßten den Kaiser wieder inmitten seiner Alten Garde in Mainz oder Paris! Seine nächsten Truppen hat er vier Meilen von hier in Erfurt! Er wandert über die Felder — er und alles um ihn nur mit Schrotspritzen bewaffnet! Eine Handvoll entschlossener Übeltäter könnte . . ."

„Aber ich bitte Sie: Diese guten Deutschen haben ja Milch in den Adern!"

„Nicht alle . . ." Der Graf Cocquebert dämpfte geheimnisvoll die Stimme. „Duroc ist schon seit Tagen auf das

höchste besorgt. Es mehren sich die Anzeichen, daß ein Bund deutscher Ideologen sich an die Fersen des Kaisers heftet! Stellen Sie sich vor, daß es selbst Fouchés unzähligen Geheimagenten nicht gelingt, diese Verschwörer aus ihrer Dunkelheit ans Licht zu zerren. Ihr Führer scheint mit dem Teufel im Bund ...“

„Mein Gott ... Was ist der Fürstin Praunheim?“

„Ihre Hoheit verfärbt sich ...“

„Ein Schwächeanfall ...“

„Die Angst um den Kaiser ... Die Fürstin ist eine so hingegebene Bewundererin Seiner Majestät ...“

„Darf ich Sie zu Ihrem Wagen geleiten, Principessa?“ Der päpstliche leichte Reiter Barbarigo rundete seinen Arm. Eliza Praunheim wehrte hastig ab. Sie rang nach Luft:

„Sie meinen, daß hier auf der Jagd ...?“

„Es mehren sich höchst unheimliche Anzeichen ... Man tappt im Dunkeln ...“

„Der Kaiser ahnt von nichts!“ sagte einer der Ordonnanzoffiziere. „Aber in seiner Umgebung ist man unruhiger, als man zeigt ...“

„... daß hier auf der Jagd ...?“ wiederholte atemlos die Fürstin zu Praunheim-Kestrich. Ihre dunklen Augen überflogen weitaufgerissen das freie, wellige Gelände, auf dem die Rohre rauchten und die Hasen purzelten. Drüben stapfte der Zug der Ersatztreiber den Waldhügel empor. Ganz hinten, lässig schlendernd, den Prügel wie ein Gewehr geschultert, ein langer, hagerer, blonder Geselle. Er hatte ein paar Kumpane neben sich. Er machte einen Augenblick halt und schien ihnen mit dem Gefuchtel seines Steckens irgend etwas in der Gegend zu erklären.

„Wo nimmt das nächste Treiben seinen Anfang?“ Die Fürstin Eliza Praunheim stammelte es. Sie hielt die linke Hand flach auf ihr Herz gepreßt.

„Nun — gleich am nächsten Hügel!“

„Dorthin begibt sich der Kaiser ...?“

„Zu der Tanne, wo die Ersatztreiber stehen ...“

„Aber da darf er nicht hin ...“

„Mein Gott — einen Becher Wasser für die Fürstin!“

„Ein Riechfläschchen, meine Damen!“

„Nein ... nein ... Ich werde nicht ohnmächtig ...“ Die junge Rheinbundsouveränin stieß die Worte heraus. Sie ballte die Hände ineinander. Ihre Brust flog. „Hört mich — um Gottes willen: Vor zwei Jahren — in der Schlacht — war der Kaiser hier in Gefahr. Aber jetzt — hier auf der Jagd — ist er es erst recht!“

„Beim Himmelsblau! ... wissen Sie denn etwas, Hoheit?“

„Etwas Bestimmtes? Anders darf man nicht wagen, den Kaiser zu warnen!“

„Nein ...“ Eliza Praunheim starrte nach dem Hügel. Sie wurde plötzlich ganz fahl.

„Etwas Bestimmtes — wie käme ich dazu ...?“ sagte sie langsam und tonlos. „... Aber es ist so ...“

„Also sind Sie hellsehend?“

„Eine innere Stimme sagt es mir ... Eine Vorahnung, die nicht trügt! Ich werfe mich dem Kaiser zu Füßen. Ich beschwöre Seine Majestät: Nur nicht dort hinauf auf diesen Hügel ...“

„Die Treiber schwärmen da oben schon aus ...“

„Die beiden Kaiser kommen! ...“

„Die Könige!“

Aus der Ferne über Stoppeln und Kartoffeläcker, von Schwärmen von Büchsenspannern gefolgt, stiefelte Europa heran. Das alte Europa von Gottes Gnaden und das neue Europa mit Krone und Marschallstab im Tornister. Der weiße Zar neben dem Marseiller Metzgergesellen, der Hohenzoller neben dem ehemaligen Schiffsleutnant und König von Westfalen, als neu gleich dem Kasseler in Paris gebackene Könige die einstigen deutschen Kurfürsten, zu Dutzenden die Großherzöge, die Herzöge, die Fürsten, der einzige Graf des Rheinbundes. Und vor ihnen allen, einsam, mit den schwarzen Augen in dem gelb marmornen Antlitz irgendwo in Europa feindliche Könige statt Hasen suchend der kleine, gedunsene Dämon, die Weltgeschichte selber auf zwei hochgestiefelten Beinen.

„Der Kaiser darf nicht dort hinauf, wo die Treiber stehen ...“, keuchte die junge Fürstin Praunheim. Ein Hauch von kaltem Angstschweiß feuchtete, unter dem flachgeschweiften, riesigen Federhut, ihre Stirn. Sie hob die Hände. Sie schaute verstört, mit halboffenem Mund, den blaublütigen Prinzessinnen und den gefürsteten Töchtern des Volks um sie in die rosigen, verdutzten, fragenden Gesichter.

„Sorgen wir uns nicht um diese Treiber!“ sprach eine schleimige, kurzatmige Stimme. Ein Mann, nahe den Fünfzig, war herangetreten. Er trug, trotz seiner plumpen und unbehilfliche Gestalt, die grüne Jagduniform des Hofes von Fontainebleau, zur Feier des Tages mit den Goldtressen, die man dort sonst nur zur Parforcejagd anlegte. Er verbeugte sich tief vor der Fürstin Praunheim.

„Seit Jahresfrist bete ich zu Gott,“ sagte er leise und salbungsvoll, „daß Euer Hoheit dero untertänigstem Diener in Gnaden seinen schweren Mißgriff — am Ufer der Weichsel — drüben in Polen, verziehen haben mögen, der, zur allerhöchsten Kenntnis gelangt, mich die Gnade des Kaisers gekostet hätte! Doch ich vertraue, daß Euer Hoheit als barmherzige Christin auch weiter schweigen und nicht den reuigen Wurm unter hochdero erhabenem Fuß zertreten werden!“

Eliza Praunheim sah dem schwerfälligen, unwahrscheinlichen Jäger in das bleiche, bartlose, von zwei tiefliegenden Nachtvogelaugen überschattete Antlitz. Sie erkannte den einstigen Abbé Ludwigs des Sechzehnten, das Mitglied des Jakobiner-Konvents zur Schreckenszeit, und jetzt, in froschgrüner Vermummung, den Generalkommissar napoleonischer Geheimpolizei in Deutschland, François Bienassis.

„Sie sorgen sich um diese Treiber, Hoheit!“ Der feiste, ungeschlachte Weidmann lächelte demütig und schläfrig-schlau. „Ihr edles Gemüt hat recht: Dieses Landvolk ist erschöpft wie ein Bataillon nach der Schlacht! Man hat es schon vorgestern abend aus allen Dörfern stundenweit zusammengetrieben, um die Nacht hindurch die Hirsche und Rehe aus dem Ettersberger Wald nach dem Gehege bei Weimar zu scheuchen. Dort haben diese Bauern gestern den ganzen Tag um den großen, zur Feier errichteten Jagdpavillon herum an Waldfeuern gestanden, um sich zu erwärmen. Sie haben die letzte Nacht damit verbracht, das hundertfache, erlegte Wildbret zusammenzutragen. Sie sind jetzt seit Tagesanbruch wieder als Hasentreiber auf den Beinen. Fortwährend desertieren uns junge Kerle, denen diese Strapazen nicht behagen! Man kann es in dem dichten Untergehölz nicht hindern. Aber — ah bah — was liegt an ein paar Bauern?“

„Verstehe ich die Emotion der Fürstin recht ...“, der Senator Cocquebert hüstelte diskret, „so spiegelt ihr, wenn ich so sagen darf, ein zweites Gesicht, wie es in so uralten, von Äneas abstammenden Geschlechtern erbeigentümlich ist, die Anwesenheit von Bösewichtern unter den Treibern auf dem Hügel vor ...“

„Ich gehe vor dem Kaiser her und scheuche die bösen Geister! Es ist mein Amt!“ sagte François Bienassis mit vollkommener Gleichgültigkeit. „In ein paar hundert Schritten bin ich auf dem Hügel und werde sehen!“

„... und wenn Sie dort auf einige verzweifelte Ideologen stoßen“, lispelte der Clevesche Ritter von Schmauß. „Wie soll Ihnen dies einfältige Landvolk mit seinen Zaunstecken gegen schwerbewaffnete Verbrecher beistehen?“

„Viele dieser Bauern sind keine Bauern!“ Der Geheimagent blinzelte träge. „Jeder zehnte ist, in Verkleidung, einer meiner Leute. Es sind junge, sächsische und thüringische Offiziere darunter, die es sich zum Glück anrechnen, unerkannt den Kaiser zu schützen! ... Wir würden rasch mit den Gestalten der feurigen Einbildungskraft Ihrer Hoheit fertig, die sich — des bin ich sicher — wenn ich jetzt die Kuppe besteige, sofort in Luft und Nichts auflösen werden! Ich beurlaube mich und ersterbe zu Gnaden Eurer Hoheit ...“

„Wir müssen die Fürstin Praunheim stützen und zu ihrem Wagen geleiten!“

„Helfen Sie, Baroneß Boxbach! Ihre Hoheit hält sich ja kaum mehr auf den Füßen!“

„Die hohe Frau fährt am besten ungesäumt nach Erfurt zurück!“ rief die dänische Gesandtin. Aber Eliza Praunheim gab dem Kutscher auf dem Bock einen heftigen Wink, die vier Pferde nicht zu rühren. Sie entbot, halbgeschlossenen Auges in der offenen Karosse zurückgesunken, mit einer zweiten Handbewegung ihren Wunsch, in ihrer Erschöpfung mit ihrer Hofdame allein gelassen zu werden. Die Boxbach hatte ihr Spitzenfazettlein aus einem Silberflakon mit einer Spur persischen Rosenöls durchfeuchtet und rieb ihr damit die Schläfen. Es stöhnte unter ihren Händen aus Eliza Praunheims Mund:

„Boxbach ... der Bienassis ... der Schuft ... der kennt ihn ja ...“

„Er hat ihn ja schon verfolgt, als wir ihn an der Weichselfähre trafen!“

„Er wird ihn dort oben auf der Stelle wiedererkenne.“

„Er steigt langsam den Berg hinauf ...“

„Es liegt etwas in der Luft!“ sagte, mit umwölkter Stirne, neben dem Wagen der eine Adjutant mit den kaiserlichen Fangschnüren. „Man darf nicht laut davon reden: Aber gestern, nach der Aufführung von Voltaires „Tod des Cäsar“, standen zwei Verschwörer vor dem Weimarer Theater, die den Kaiser beim Heraustreten erschießen wollten!“

„Sicher preußische Offiziere!“

„Sie sollen umsonst auf einen dritten Spießgesellen ge-

wartet haben und verschwanden im Dunkel, ehe Fouché zugreifen konnte."

„Und die Gefahr für den Kaiser bleibt . . ."

„Boxbach . . . Ich kann nit hinsehe . . .", keuchte leise im Wagen die Fürstin Praunheim. „Steigt denn der Bienissis wirklich den Hügel hinauf?"

„Langsam! Es wird dem dicken Menschen schwer! Jetzt bleibt er stehen und wischt sich den Schweiß ab!"

„Verschnauft er als noch?"

„Jetzt geht er weiter . . . Schritt für Schritt . . ."

„Und . . . er . . .?"

„Wisselinck . . ."

„Nenn' den Namen nit!"

„Der steht dort oben am Waldrand und merkt von nix . . . Um Gottes willen . . . Hoheit . . . Bescherrschen Sie sich!"

„Bet', Boxbach . . . bet' zum Vater im Himmel! . . . Sonst ist der Insel jetzt verlore!"

„. . . und dafür der Kaiser gerettet! Seine Majestät ist nicht mehr weit von uns! Er schreitet rüstig und unterhält sich lachend mit Duroc!"

„Ich werd' wahnsinnig, Boxbach . . . Ich spring' aus dem Wage . . .

„Wohin . . .?"

„Ich weiß es nit . . . Ich werd' wahnsinnig . . . die Franzose werde ihn fange! Die Franzose werden ihn füsiliere! Das geht bei dene schnell . . .!"

„Jetzt hat Bienissis nur noch zwanzig Schritte! Aber sie fallen ihm sauer . . ."

„Man will, auf dem Weg hierher, heute früh zwei Männer zu Pferde beobachtet haben, die Mousquetons unter ihren Mänteln verborgen hielten, und, als sie sich bemerkt sahen, den Bauch am Boden davongaloppierten!" sagte, vor Eliza Praunheims Wagen, einer der Ordonnanz-Offiziere. Der andere nickte.

„Diese vier Meilen von hier bis Erfurt sind viel gefährlicher als das offene Feld, auf dem wir uns jetzt befinden! Überall steht das Volk am Weg und gafft! Und wenn Mehée de la Touche und Desmarets alle ihre Spione aus ganz Deutschland versammeln — man kann nicht neben jeden Bauern einen Aufpasser hinstellen!"

„Es fehlen die Regimenter, die sonst im Ausland, während der Feldzüge, den Kaiser als lebende Mauern umgeben! Der Frieden ist gefährlicher als der Krieg"!"

(Fortsetzung folgt.)

Eva König.

Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Lessings
von Hans-Eberhard Lex.

Über den grauen Wällen und Türmen der ehemaligen Wolfenbütteler Residenz geht ein müder Tag zur Neige. Auf die steil abfallenden Giebeldächer des malerischen Städtchens hat der Januar harten Frost gelegt. Der Wind versprüht in den hohen Ulmen, die den Schloßplatz umsäumen, weiße Kristallperlen, stürmt mit eisiger Kälte in den Schloßhof hinein, wo er sich an barockverzierten Fassaden emporschwingt und mit wehenden Wetterfahnen ein wildes Spiel treibt. — Aus dem Schloßgraben steigen weiße Nebel hoch; kalt und massig wachsen die Umrisse des langgestreckten Zeughauses aus der Dunkelheit empor. Silbern durchschwingen sechs helle Glockenschläge die Kühle der Luft. Unter den Laubengängen verhallt ein schwerer Wächterschritt . . .

Hinter den verhüllten Fenstern der berühmten „Bibliotheca Guelfbertyana" flammt Kerzenlicht auf und wirft weiße Säulen auf den schmalen Kiesweg, der nach der Gartentür eines kleinen einstöckigen Häuschens führt. Nur aus dem rechten Eckfenster dringen Licht und menschliche Stimmen ins Freie. Über der Turmspitze des Schlosses steht ein sternklarer Himmel, langsam hebt sich der Mond hinter Giebelgewirr; friedlich fallen seine Strahlen auf ein blasses Mädchengesicht, das sich schluchzend über ein dunkles Fenstergesims lehnt.

Vom rötlichen Schimmer der Kaminbeleuchtung überstrahlt, sitzt in einem hochlehnigen Sessel des Arbeitszimmers der Bibliothek — die Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom errichten ließ — gebeugten Hauptes Gotthold Ephraim Lessing, der von dem Braunschweiger Erbprinzen vor nunmehr fast acht Jahren, anno 1770, mit dem Amte eines Sachwalters betraut wurde. Tiefe Sorgenfalten umdüstern die sonst so freie Stirn dieses Mannes, der helle Glanz in den Augen ist erloschen, und trübe Ahnungen werfen ihre Schatten voraus. Ein aufstöhnender Windstoß klirrt um das Haus, als Lessing sich erhebt und die Fülle seines Lockenhaares über den Kopf zurückstreicht. Durch einen Spalt des Vorhanges schlägt ihm das Mondlicht wie eine weiße Flut entgegen. Das rauhe Dasein nahm ihm seinen Sohn, nun zerrt der kleine Ruschelkopf seine Mutter mit sich fort. Schwer atmend, mit einem trockenen Schluchzen in der Kehle, tritt Lessing vom Fenster zurück, und fröstelnd sinkt er vor seinem Arbeitstisch nieder.

Glich sein Leben nicht den zuckenden Flammen im Kamin, die das schwelende Holzscheit umsprühen? Standen nicht Sonnentage und dunkle Nächte über dem Scheitel des Nimmermüden und ständig Schaffenden? Bunte, wechselvolle Bilder ziehen an dem geistigen Auge Lessings vorüber, in dieser stillen Einsamkeit der „Bibliotheca Guelfbertyana". Er denkt zurück an sorgenvolle und fröhliche Berliner Zeiten, an sein Breslauer Schaffen unter dem Generalleutnant von Tauentzien. Welch' eine Fülle der Gedanken und des Erlebens! Hamburg taucht auf, die stolze Elbrepublik mit dem unermüdlichen Erwerbssinn seiner Hanseaten. Er, Lessing, der Vielgewanderte, als Konsulent und Dramaturg am Nationaltheater! Die „Hamburgische Dramaturgie" rückt in den Vordergrund, der unheilvolle Theaterkrieg und die vielen Widerwärtigkeiten. In bitterster Not, doch nicht zu Boden gerissen, leuchtet ihm ein heller Stern am fernen Horizont: seine Bekanntschaft mit Eva König, der Frau seines Freundes, des Seidenhändlers und Tapetenfabrikanten Egelbert König.

Eva König! Welch' ein heiliges Vermächtnis schließt dieser Name in sich ein! Lessing hatte den letzten Wunsch seines Freundes in Ehren gehalten. Schmerzvolle Jahre bedrückten die Seelen der Liebenden, geldliche Sorgen ließen die erwünschte Verbindung nicht zu. Erst nach der unerquicklichen Italienreise wurde ihm die langversprochene Historiographenstelle mit übertragen; eine Zulage von 200 Talern ermöglichte es ihm, die geliebte Frau nach jahrelangem Warten heimzuführen. Das war im Oktober 1776.

Unheimlich groß blicken die Lichtaugen tropfender Kerzen in messingbeschlagenen Leuchtern durch den Raum; rufen den Traumverlorenen in die Wirklichkeit zurück. Von den Lippen des Mannes, der sich mit gestrafften Schultern aufrichtet, lösen sich unverständliche Worte. Ein gutes Jahr glücklichster Ehe und nun eine todkranke Frau auf dem Sterbebett. Er ist dem Krankenzimmer entflohen, er wollte sich frei machen von dem tobenden Schmerz, nur für Augenblicke, um seiner Eva den Abschied vom irdischen Leben zu erleichtern. Voll Hoffnung waren noch die letzten Tage, aber jetzt spottet die Krankheit aller ärztlichen Bemühungen.

Lessing zuckt zusammen; das aufgeraffte Holzscheit poltert beiseite, als sich hinter ihm ein metallenes Klirren rührt. Leise klinkt die Tür auf, in ihrem Rahmen erscheint seine siebzehnjährige Pflegetochter Amalie, ein Bild voll Wehmut und Traurigkeit. Weinend preßt sie den Kopf an sein Gesicht, legt die Arme um seinen Hals. Dann schreiten beide zu dem Häuschen, wo die Gattin und Mutter mit dem unerbittlichen Tode ringt.

Das abgebrochene Gemurmel in der matt erleuchteten Kammer hat aufgehört, als Lessing schweren Herzens an das Krankenlager seiner Frau tritt. Seine Linke krallt sich fest um den Bettpfosten; voll Güte und Zärtlichkeit beugt er sich zu Eva hinab und küßt ihre fiebernde Stirn. Eva schlägt die Augen auf; ihre Blicke fühlen noch einmal seine Liebe. Stunden vergehen; Lessing weicht nicht von ihrer Seite. Erst als die Schloßuhr die dritte Morgenstunde kündet, löst er die heiße Hand aus der ihren und schließt ihr die Augen zum ewigen Schlaf . . .

Am 10. Januar 1778 starb Eva König.

Über den Mauern und Türmen von Wolfenbüttel steigt leuchtend die Sonne hoch, einen neuen Tag verkündend. Die Tore der Stadt werden geöffnet, mit klingendem Spiel zieht die Wache auf, und eine lärmende Jugend eilt über den Schloßplatz zur „Herzoglich Großen Schule". In der Auguststadt beginnt ein geschäftiges Leben, Postkutschen rollen über das holprige Pflaster, und allerorten wird es lebendig. Nur in der „Bibliotheca Guelfbertyana" ist es still; ein einsam gewordener Mann sitzt über den Arbeitstisch gebeugt. Zitternd fährt seine Hand über das Papier; an einen ihm nahestehenden Freund ist das Schreiben gerichtet:

„Lieber Eschenburg! Meine Frau ist tot und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht. Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzuduseln."

Dann begann Lessing als einsamer Mann, aber mit unverminderter Schaffenskraft weiter zu arbeiten. Eine neue Dichtung reifte in ihm heran, deren Vollendung eine Welt in Staunen setzte, ihm einen dauernden Ehrenplatz im deutschen Geistesleben verlieh und die Goethe als ein Meisterwerk menschlicher Kunst nicht müde wurde zu bewundern: „Nathan der Weise."

Blick in die Zukunft.

Eine utopische Novelle von **Willy Wagner-Stürmer.**

Es war am 22. April, einem milden und weichen Frühlingsabend, als der junge Erfinder Dr. Jim Benjamin Serlett das Gebäude der Metro-Karolan-Universität in Philadelphia verließ, wo er soeben vor einem Kreise der bekanntesten Professoren die Darlegungen über seine neueste Erfindung beendet — die Entschleierung der Zukunft mit Hilfe der elektrischen Ströme.

In den Ohren klangen ihm noch die Worte seiner Gegner, ernster Männer, die seinen Ausführungen anfänglich Hohn, seinen Vorführungen mit seinem kostbaren Apparate ein Lächeln entgegengesetzt. Die ihn für verrückt hielten, bis jene Bilder vor ihnen auftauchten, bis er die späteren Tage ihres eigenen Lebens vor ihnen aufrollte, wie einen Teppich, der Freude und Leid, Werden und Vergehen unbarmherzig enthüllte.

Dr. Jim Benjamin Serlett war bei der Verfolgung seiner Pläne vollständig eigene Wege gegangen. Emsige, jahrelange Beobachtungen wiesen ihm neue Pfade, die ihn zu eigentümlichen Feststellungen führten.

Er ging von dem Grundsatz aus, daß das Schicksal des Menschen tief im Innern, in der Seele verborgen liegt. Von dort sendet es seine Ströme aus, jene Impulse, die die verschiedensten Handlungen dirigieren, die den Menschen sprechen, handeln, lieben und hassen lehren, die Bilder zu Begegnungen aneinanderreihen, die der Mensch zwar als Zufall bezeichnet, die ihm jedoch vorgeschrieben sind unter dem Zwang seiner Bestimmung.

Diese Ströme, die in dem Menschen schlummern, bis einst ihre Stunde kommt, in Bilder und Worte zu formen, war ihm gelungen. Mit seinem Apparate, der diesen verborgenen Impulsen Leben und Bewegung verlieh, bändigte er die Zukunft jedes einzelnen. Sein Ruhm war damit begründet — er war im Begriffe, der bekannteste Mann der Erde zu werden.

Trotz des unbegrenzten Erfolges, den er soeben unzweifelhaft errungen, war ein bitteres Gefühl in ihm zurückgeblieben. Irgendetwas würgte ihm in der Kehle.

Es war ein Bild, das er sekundenlang gesehen und das ihm seine Zukunft heute in zehn Jahren darstellte.

Jemand aus der zahlreichen Versammlung hatte ungläubig und mit lächerlicher Betonung eine Illustration seines Daseins in zehn Jahren verlangt. Bei diesem Wunsche war in seinem Innern bereits eine gewisse Unruhe hochgestiegen. So lange Zeitspannen hatte er noch nie zu überbrücken versucht. Leise zitternd lag seine Hand auf der Kristallplatte, der Apparat war eingestellt worden. Aus Reflexen waren Grundrisse einer Straße emporgewachsen, er selbst war aufgetaucht, im weiten, dunklen Mantel, um Jahre gealtert. Ein furchtbares Bild — sein Zukunftsbild.

Bis ins Innerste hatte es ihn erschüttert. Sein Glaube an die Monumentalität seiner Erfindung stand felsenfest. Noch nie waren ihm Gedanken der Angst gekommen, nie hatte er Nerven gespürt, die ihn das Grauen, Bangen und Zittern vor der Zukunft empfinden ließen. Und jetzt? Wie hatte er bei seiner Einführung gesprochen? „Die Erfindung ist für die, die den Mut besitzen, ihre fernere Lebensbahn ungeschminkt vor sich zu sehen." Und er? Bangte ihm, dem Erfinder vor dem Einblick in die eigene Zukunft? War es fatal und gefährlich, das eigene Schicksal zu kennen? War es vermessen, den Schleier göttlicher, jahrtausendalter Geheimnisse zu lüften, in purer Nacktheit Tatsachen zu zeigen, die besser das schwarze Tuch, der unbekannte, unergründliche Schatten der Zukunft deckte? Dr. Jim Benjamin Serlett versuchte zu lachen. Es klang nervös, mit plötzlichen Zweifeln geladen.

Zu Hause angekommen, überwachte er den Transport des kostbaren Instrumentes und begab sich dann erst zu seiner jungen Gattin, die von ihm zwar geheimnisvolle Andeutungen über die Erfolge nächtelanger Laboratoriumsarbeit gehört, der er aber den genialen Enderfolg seines Strebens erst nach dem heutigen Debut vor den anerkanntesten Kapazitäten der Union schildern wollte.

Sie erwartete ihn mit Spannung. Trotz des Leuchtens, das er in den Augen trug, entging ihr jene bittere Unmutsfalte auf seiner Stirne nicht. Nach wenigen Minuten war sie von ihm in großen Zügen in die Wesensart seiner Erfindung eingeweiht. Lange saß die schöne Frau schweigend und sinnend vor ihm. Als sie die Augen zu ihm aufhob, jene Augen, deren Strahlen ihn immer wieder berauschten, schwammen sie in Tränen.

„Was hast du, Darling? Bist du nicht stolz?"

„Doch Jim, du hast Großes vollbracht. Aber fürchtest du keine Folgen? Ist es nicht zu kühn und vermessen, mit Hilfe der Technik in die göttliche Offenbarung, in das Reich der Zukunft und der Vorsehung einzudringen? Was kann das Leben noch bieten, wenn du heute bereits die Stunden kennst, deren Erwartungen und Freuden, deren Kummer und Niederlagen du erst in langer Zeit erwartest? Wird das Leben dadurch nicht schal, sein wahrer Inhalt zum Surrogat werden?"

Bei diesen Worten hielt er es für überflüssig, ihr die ungeheure praktische Tragweite seiner Erfindung klarzulegen. Mißgestimmt gingen sie spät in der Nacht auf ihre Zimmer — sie weinend und von Zweifeln geplagt, er, von seinem Weibe um das stolze Gefühl der Freude betrogen. Trotzdem hafteten ihre Worte wie ein Stachel in ihm. Gegen Morgen ging er in sein Laboratorium. Dieses Bild des vergangenen Tages beunruhigte seine Sinne. Gestern in zehn Jahren sollte es sein.

Noch nie vor dem gestrigen Tage war es ihm eingefallen, so weit in der Erforschung seines eigenen Daseins zu gehen. Seine Versuche hatten ihm zu derartigen Spielereien keine Zeit gelassen. Was nützte ihm jene Zeit, die er bei seinen Feststellungen nicht kontrollieren konnte? Die nächsten Tage und Stunden, bei denen er stets prüfen konnte, was Wahrheit war, hatten ihm genügend Beweise für die Vollwertigkeit seiner Erfindung geliefert.

Vorsichtig entfernte er die Haube von dem Apparat — liebevoll fuhr er mit den Fingern über die Spulen, die glitzernden Birnen.

Langsam schaltete er den Zeitmesser ein — in den Spulen schwamm unsichtbar der Strom. Zögernd legte er die linke Hand auf die Kristallplatte. Und in rasender Hast jagte sein weiteres Leben an ihm vorüber. — Wie unter einem Albdruck zog er den Kreis der Jahre eng und enger. Er kannte sich auf den Bildern, die die Leinwand bevölkerten, nicht mehr. — Er sah das Bild vom Mittag wieder, — den Kranz — diese müde Stimme — Grauen packte ihn — schüttelte ihn, jeder Nerv bebte. Die Furchtbarkeit dieser Zukunftsbilder ließ jede Ader in ihm zittern. Er sah, wie er zum Friedhofe fuhr — ein Grab lag vor ihm, zögernd und schlapp nahm er auf einer Steintreppe Platz. Das Grab seiner Frau . . .

Mit leichtem Aufschrei riß der Erfinder die Hand von dem Apparat — dem Stromlauf fehlte der Kontakt — — — knatternd sprangen die gasgefüllten Birnen, das Quecksilber rann in die Röhren, mit leichtem Zischen platzten die Aufnahmesäulen. Dann geschah das Unerwartete.

Wie rasend stürzte Jim Benjamin Serlett auf die Maschine — schmetternd sauste seine Faust auf die feinen Drähte, in wahnsinniger Wut zertrat er das geniale Werk wochenlanger, emsiger Arbeit . . .

Am Morgen fanden ihn seine Assistenten mit leeren Blicken neben den Trümmern sitzen. Und während draußen die Zeitungen in Millionen Auflagen seinen Ruhm verkündeten, während auf den Straßen der Weltstädte sich Millionen vor dem Rundfunktrichter sammelten und staunend die Berichte von der jüngsten Großtat menschlichen Erfindergeistes vernahmen, brachte man Dr. Jim Benjamin Serlett in ein Sanatorium, das er erst lange Zeit später um Jahre gealtert verließ. Seine Gattin war inzwischen gestorben. Sie überwand diesen Schicksalsschlag nicht.

Die Erfindung aber ging der Menschheit vorerst verloren. Aufzeichnungen waren nicht vorhanden — aus dem Gehirn des Erfinders schien jede Erinnerung daran gestrichen.

Nur die Bilder seiner Zukunft, die sich programmäßig erfüllten, trug er noch in sich — jene Bilder des Kismets, an denen er und sein Genie zerschellte.



Bunte Chronik



* **Hebräisch in lateinischen Buchstaben.** Das Türkische hat sein neues Alphabet, für das Persische und Chinesische wird ebenfalls die Einführung eines neuen geplant, kein Wunder, daß auch das Hebräische nicht zurückstehen will. Wenigstens hat sich in Palästina eine starke Bewegung in diesem Sinne geltend gemacht. Ihr hauptsächlichster Vertreter ist Ittamar Ben Avi, der in dem von ihm herausgegebenen „Palestine Weekly" regelmäßig eine Seite hebräischen Textes in lateinischen Lettern bringt, um die praktische Durchführbarkeit seines Planes zu beweisen. Der Schritt erregte zuerst natürlich allgemeines Aufsehen und unter den orthodoxen Hebräern einen Sturm der Entrüstung. Wenn die Wiedergabe, wie sie im „Palestine Weekly" erscheint, auch vielleicht nicht den strengsten phonetischen Regeln entspricht und noch verbesserungsbedürftig ist, so liegt dies zum Teil daran, daß die Schriftsprache von der heutigen Umgangssprache zu häufig erheblich abweicht.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.